Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 244. Bromberg, den 17. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(28. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Wenn das dein Rabbi gesehen hätte!“ sagte Poczobut. „Übrigens — wer weiß, ob ich dir nützen kann. Du willst Stücke lesen, sagst du? Aber dann doch nicht als erstes den „Faust“ — den kannst du ja jetzt unmöglich verstehen. Lieber ein Stück von Schiller —“

„Ich hab' keins finden können“, entschuldigte sich Sender. „Übrigens, mein erstes wär's nicht. Von Lessing hab' ich schon vieles gelesen. Den Nathan und —“

„So? Nathan den Weisen? Aber hast du ihn auch richtig verstanden? Hältst du nun alle drei Ringe für gleich echt?“

Sender zuckte verlegen die Achseln. „Ich weiß nicht. Aber mein Ring ist jedenfalls echt. Denn er ist ja der älteste, kann also gar nicht einem anderen nachgemacht sein!“

Der Mönch mußte lachen, so pfiffig war dabei das Gesicht des „Pojaz“.

„Nach dieser Probe zu schließen,“ sagte er dann ernst, „würde es dir vielleicht nicht schaden, den „Nathan“ noch einmal zu lesen. . . . Aber nicht mit mir,“ fuhr er fort. „Wir wollen alles vermeiden, was dich verwirren oder gar dein Mißtrauen gegen mich wecken könnte. Ich will dich nicht zur Taufe bereden, Alexander, wahrhaftig nicht!“

„Ich glaub's Ihnen,“ erwiderte der Jude. „Aber sagen Sie Sender — „Alexander“, damit fang' ich erst in Lemberg an. Also Sie wollen so gut sein und ein Stück von Schiller mit mir lesen? Aber sind die Bücher hier?“

Der Mönch wies nach der Stelle; freudig brachte Sender die Bände herbei. „Aber wenn Fedko erfährt, daß ein Mönch darum weiß —“

„Ich werde schweigen! Und es soll mir lieb sein, wenn du es auch tust. Denn auch ich habe einen Gestrengen über mir, wie du den Rabbi . . . Übrigens können wir ruhig sein, die anderen kommen nie hierher . . .“

„Sie sind wohl oft hier? Aber wie kommt's, daß Fedko nichts davon weiß?“

„Weil ich durch das Pförtchen da hereinkomme.“ Er wies auf eine Seitenwand. „Ich wohne in der anstoßenden Zelle.“

„In einer Nonnenzelle?“ rief Sender.

„Ja, so nennen sie's. Seit zwei Monaten.“

„Und was —“ Sender stockte. „Und was haben Sie angestellt?“ hatte er fragen wollen.

Der Greis erriet es. „Ja, ich bin zur Strafe hier.“ sagte er ruhig, ohne eine Spur von Bitterkeit. „Ich habe ein Buch geschrieben, das meinen Oberen in Schlesien nicht gefiel. Und darum bin ich hierher geschickt worden, bis — nun, bis ich mich bessere.“

„Sie haben es hier gewiß recht schlecht?“ fragte Sender teilnahmsvoll. Er dachte an die Geißeln, aber davon wagte er doch nicht zu sprechen.

„Nicht gut!“ erwiderte der Mönch. „Aber was liegt daran? Ich bin an siebzig Jahre alt, krank und gebrochen. Ich habe keine Hoffnungen, keine Pläne mehr. Mein Buch aber ist in der Welt und lebt, und keine Gewalttat kann es vernichten, es wird leben, bis ein Größerer und Besserer kommt und es überflüssig macht. Möge er bald kommen!“

Sender blickte ihn bewegt, voll innigsten Mitleids an. Aber gleichzeitig dachte er: In meiner Weltgeschichte steht, wie sie den Mönch in Rom verbrannt haben. Mir scheint gar, auch ein Dominikaner. Ich hab mir immer gedacht: Das wär' ein feines Trauerspiel. Nun weiß ich auch, wie ich den Mönch machen möcht'.“

Pater Marian fuhr sich über über die Stirne. „Und nun wollen wir ein Stück für dich aussuchen.“ Aber während er noch in den Bänden blätterte, schlug es Zwei und gleichzeitig wurde der schwere Schritt Fedkos auf dem Korridor hörbar. „Auf Wiedersehen,“ flüsterte der Greis, und verschwand in seiner Zelle.

Freudigen Herzens ging Sender heim. „Gott ist mit mir,“ dachte er. „Gott will, daß ich mein Ziel erreiche. Was hätte ich mir für die Zeit, wo ich noch hier bleibe, besseres wünschen können?“

* * *

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Schranken waltete die christliche Magd. Die Mutter war, wie in letzter Zeit so oft, nach dem Städtchen gegangen. In der Wohnstube sah Sender ihren Strickbeutel liegen; als er mit der Hand darüber hinfuhr, fühlte er ein eckiges Täfelchen. Neugierig zog er es hervor. „Wer ist das?“ murmelte er verblüfft. „Ist die hübsch!“

Es war eine kolorierte Daguerrotypie, wie sie vor vierzig Jahren üblich waren, und stellte ein junges, auffallend schönes Mädchen dar. Goldbraunes Haar umwogte in leichten Wellen ein längliches, schmales, edel geschnittenes Antlitz, in dem große blaue Augen standen. Die feinen Lippen waren etwas abwärts gezogen, dies und der ernste, sinnende Blick gab den Zügen den Ausdruck des Strengen, fast Leidenden. Sich porträtieren zu lassen, ist noch heute in der Sekte der Chassidim nicht Brauch, geschweige denn damals, und der Marschallik machte sich oft genug über seine Kollegen, die Heiratsvermittler in den großen Städten, lustig, die mit einem ganzen Paket solcher Bilder hausieren gingen. Hatte er sich nun dennoch zu der Mode bequemt? Es war unwahrscheinlich. Auch Frau Rosel war solchen „gottlosen“ Neuerungen schwerlich geneigt — und dennoch, was konnte das Bild anderes zu bedeuten haben? „Mir kann's jedenfalls gleichgültig sein“, murmelte Sender, und ließ das Bild ins Beutelchen zurückgleiten.

Aber dann holte er es doch wieder hervor. Er hatte sich bisher nicht viel um Frauenschönheit gekümmert, ein hübsches Gesicht war ihm lieber als ein häßliches und wie jedem Juden des Ostens ein wohlgenährtes lieber als ein mageres, aber was er bisher von der Macht und dem Zauber der Schönheit gelesen, war ihm nicht recht verständlich gewesen. Nun kam ihm eine Ahnung davon. „So ein Gesicht hab' ich noch nicht gesehen“, dachte er. „Sie ist mager, die Arme, und doch sieht man sie gern an, auch klug muß sie sein. Aber warum ist sie so traurig? Ein so junges Kind!“

Er hatte sein „Lesebuch“ hervorgeholt und den Aufsatz „Schillers Leben“ aufgeschlagen, um sich für morgen vorzubereiten. Sonst war in dem Augenblick, wo er zu lesen begann, alles andere für ihn versunken. Diesmal aber mußte er immer wieder nach dem Strickbeutel hinschielen und widerstand der Versuchung nicht länger, das Bild zum dritten Male hervorzuziehen.

Wer war das Mädchen? Wie kam seine Mutter zu dem Bilde? Es konnte ja gar nicht anders sein, der „Marschallik“ hatte es ihr gebracht. Aber war das überhaupt ein

jüdisches Mädchen? Er konnte nicht recht daran glauben. Wenigstens vermochte er nichts von dem Typus in den Zügen zu entdecken. „Wenn sie aber eine Jüdin ist", dachte er, „dann eine ganz feine, und für die werden ihre Eltern einen anderen suchen, als Sender, den Pojaz. Sie hatte etwas im Gesicht — etwas Besonderes — ich weiß nicht recht was." Es war der geistige Ausdruck der Züge, der ihn so fesselte.

Erst als er draußen die Stimme der Mutter hörte, steckte er das Bild hastig ins Beutelchen. Er wollte sie keineswegs danach fragen; sollte ihn das Mädchen etwas angehen, so mußte ja sie davon zu reden beginnen.

Frau Rosel trat ein, ihre Lider waren gerötet, sie war offenbar in schmerzlicher Erregung. Als seine Auge dem ihren begegnete, blickte sie unsicher zu Boden.

„Mutter", fragte er besorgt, „was ist geschehen? Du hast geweint?" Sie wandte sich ab. „Es ist nichts", murmelte sie. Und als er in sie drang, wiederholte sie: „Wirklich nichts. Eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert." Sie strich die Tischdecke glatt, er wußte, nun fruchtete kein Wort mehr.

So schwieg er denn, war aber auch nicht sonderlich beunruhigt. Sie selbst konnte kaum etwas erlebt haben, was ihr um ihretwillen schmerzlich war. Wahrscheinlich war die neue „Partie", die sie mit Dovidl und dem Marschallik für ihn geschmiedet, gescheitert. Daraus wäre ja ohnehin nichts geworden, selbst wenn es sich um die Schöne, Traurige gehandelt hätte. . . .

Am nächsten Tage begann er unter Pater Marians Leitung die Lektüre der „Räuber". Nach reiflicher Überlegung hatte der Greis dieses Drama als erstes gewählt. „Das verstehst du am leichtesten," sagte er ihm, „und da kann ich auch am raschesten erkennen, ob wirklich, wie du glaubst, ein Schauspieler in dir steckt." „Und was für einen unreifen Menschen Gefährliches darin ist," fügte er in Gedanken hinzu, „läßt sich durch vernünftige Erläuterung unschädlich machen." Dann ließ er ihn ohne jede weitere Einleitung beginnen, sogar das Verzeichnis der „Spieler", auf das Sender neugierig hinschielte, sollte er zunächst überschlagen.

Senders Herz klopfte freudig, als er zu lesen begann; ihm war zu Mut wie einem, der bisher taumelnd auf glatter Bahn dahingegangen und nun plötzlich einen kräftigen Arm fühlt, auf den er sich stützen kann. Freilich, etwas langsam ging es nun, gleich bei dem ersten Wort „Franken" verweilten sie eine Stunde. Sender war der Meinung, daß dies Frankreich bedeute, der Pater belehrte ihn eines Besseren, erzählte ihm eingehend von dem alten und neuen Franken und holte dann einen Atlas herbei, in welchem er ihm die deutschen Landschaften zeigte. Auch Leipzig wurde auf der Karte gezeigt und des breiteren geschildert, „wahrscheinlich ist's notwendig," dachte Sender, „aber so erfahr' ich in den zwei Monaten nicht, was eigentlich in dem Brief aus Leipzig steht." Eine freudige Genugtuung jedoch brachte ihm schon dieser erste Tag. Als er die Worte Franzens las: — „wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über Eurem Sarge," fügte er bei: „O du schlechter Kerl!" —

„Woraus schließt du das?" fragte Poczobut.

„Er regt ja den armen Alten nur immer mehr auf," war die Antwort. Worauf der Pater meinte: „Du hast Verstand, Bursche."

Ähnliche Freuden, freilich auch ähnliche Leiden brachten ihm die nächsten Tage. Die Erläuterungen wollten gar kein Ende nehmen, und so notwendig sie sein mochten, kurzweilig waren sie nicht. Darüber freilich kam Sender leicht hinweg, — drückender empfand er eine andere Gefahr, die er im Selbstgespräch in die Worte kleidete: „Jetzt weiß ich, wer „Alexander Magnus" war, aber warum ärgert es diesen schlechten Kerl, daß sein Bruder so gern von diesem Helden gelesen hat?" — er befürchtete, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen. Aber wenngleich der greise Dominikaner nun zum erstenmal dramatischer Lehrer war, so wußte er doch, worauf es hier ankam: er vergaß die Hauptsache nicht, und als sie nun die erste Szene nochmals durchnahmen, glänzten Senders Augen vor Freude. „Nun versteh' ich alles," rief er, „als ob das eine Geschichte wär', wie ich sie sonst am Sabbat nachmittag zwischen „Minche" und „Marew" (Nachmittags- und Abendgebet) meinen Freunden vor der Schul erzählt hab'. Auf Ehre, so versteh ich's."

Pater Marian lächelte, diese Ausdrucksweise hatte für ihn allmählich nichts Befremdendes mehr. „Warum sagst du," fragte er, „nicht lieber gleich: als ob du selbst die Szene geschrieben hättest und nicht Schiller?"

„Könnt' ich auch sagen," erwiderte Sender eifrig. „Aber wenn ich's geschrieben hätt' —" Er stockte. Verzeihen Sie — es ist ja lächerlich, so was zu sagen —"

„Nun?"

„Dann ließ' ich den Franz ein bissele weniger reden und nicht gar so giftig. Denn wenn der Alte jetzt nicht merkt, daß das ein Hund ist, so ist er schon ganz schwach im Kopf . . . Und dann noch etwas: mir scheint, der Franz ist ein gar zu schlechter Mensch. Hat denn schon je so einer gelebt?"

Der Pater lachte laut auf. „Du bist ein scharfer Kritiker!" Dann suchte er Sender klar zu machen, unter welchen Bedingungen das Werk entstanden sei und wie das jugendliche Genie immer starke Farben wähle.

„Ich sag' auch nicht, daß es schlecht ist," entschuldigte sich Sender; „ich sag' nur, ich hätt's anders gemacht." Er war ein wenig gekränkt, daß auch dies die Heiterkeit des Mönchs weckte. Dann aber dachte er: „Wenn es ihm Spaß macht — er darf mich sogar auslachen. So den ganzen Tag allein sein, der arme Mann!"

Fröhlich, wie in dieser Zeit immer, ging er heim. Wieder einmal wie vor acht Tagen war die Mutter zur Stadt gegangen; auch ihr Strickbeutel lag da. Aber jenes Mädchenbild war nicht mehr darin. Das enttäuschte ihn nicht mehr, es war schon am nächsten Tag daraus verschwunden gewesen. „Schade," dachte er, „ich hätt' mir das Gesicht gern noch einmal angesehen. So was trifft man nicht alle Tage."

Diesmal währte es lange, bis die Mutter heimkam, und als sie eintrat, sah er, daß sie abermals Kränkung erfahren und schlimmere als vor einer Woche. Aber ehe er fragen konnte, begann sie: „Hast du einmal mit dem bösen Menschen, dem Wolczynski, einen Streit gehabt?"

„Einen Streit kann man's eigentlich nicht nennen," erwiderte er betroffen. „Auch hätte ich nicht gedacht, daß er's jemand erzählen würde. Ich habe geschwiegen, freilich nicht aus Schonung, sondern weil ich's vergessen habe." Und er erzählte ihr von jener Zumutung des Edelmanns. „Jetzt erst fällt's mir's auf," schloß er, „daß er sich seither in der Kollektur nicht mehr hat blicken lassen."

„Der Schurke," sagte sie. „Natürlich hast du recht gehabt, es abzulehnen. Aber den Witz mit deinem Anteil an seinem Gewinn hättest du nicht machen sollen. Nun will er sich rächen."

„Wie kann er das?" fragte er. „Der Regimentsarzt hat ja gesagt, daß ich vor keiner Rekrutierung mehr zu fürchten habe." „Und wer weiß," fügte er in Gedanken hinzu, „wo ich bei der nächsten Rekrutierung bin."

„Er hat auch in anderen Dingen seine Hand," erwiderte sie, „du weißt doch, wie ich vor acht Tagen so bestürzt heimgekommen bin. Damals hab' ich's zuerst erfahren." Sie war nun seit nahezu einem Vierteljahrhundert Pächterin der Straßenmaut, die Pacht war ihr, da sie den Zins pünktlich entrichtete, auch sonst nie Grund zur Unzufriedenheit gegeben, stets nach Ablauf auf weitere fünf Jahre verliehen worden. Darum hatte sie, da ihr Vertrag im März des nächsten Jahres ablief, auch diesmal im Juni das Gesuch um Verlängerung beim Bezirksamt eingereicht. Rin Bescheid war ihr nicht geworden, wohl aber hatte Jossef Grün, der Vorsteher der Gemeinde, sie vor acht Tagen holen lassen und ihr gesagt: „Der Wolczynski hat mich gefragt, ob ich niemand für Eure Pachtung weiß. Euer Vertrag, sagt er, wird nicht erneuert werden. Er hat das Bezirksamt im Sack, redet mit ihm." Sie war diesem Rate gefolgt, hatte Wolczynski zweimal zu sprechen versucht, war aber erst heute von ihm empfangen worden. „Es ist richtig", hatte er ihr gesagt, „ich habe die Herren vom Bezirksamt darauf aufmerksam gemacht, daß der Staat die doppelte Pacht davon haben kann. Warum ich's getan habe? Erstens als guter Staatsbürger und zweitens, weil Ihr Sohn ein frecher Tölpel ist. Die Pachtung wird am 1. November ausgeschrieben."

„Weißt du, was das bedeutet?" schloß sie händeringend. „Daß wir ihn entweder irgendwie begütigen müssen oder im März unser Brot verlieren. Du kannst dir denken, wie viel diesen Schurken der Staat kümmert; auch weiß er, daß bei einer Ausschreibung niemand eine höhere Pacht bieten wird, als ich zahle, wahrscheinlich weniger. Denn jeder weiß ja, daß der Adjunkt Strus, ein Freund des Wolczynski, die Sache zu entscheiden hat, da kommt es nicht darauf an, was einer dem Staate, sondern was er diesen beiden bietet, denn dann drehen sie es schon so: „Der Mann hat zwar am wenigsten geboten, ist aber am verläßlichsten." Das war einst, wo gewissenhafte Beamte waren, anders — grobe Klötze, aber ehrliche Leute. Ich habe den Zuschlag bekommen, weil ich das meiste geboten habe . . . Aber jetzt!"

„Er will Geld", tröstete Sender. „In Gottes Namen. Ich will ihm was geben."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, nein! Ich weiß ja, wie man mit ihm spricht, und habe ihm gesagt: Was ist Ihr Preis? Aber er: Mit der Mutter dieses Sender mache ich keine Geschäfte. Darauf ich: Wenn mein Sohn Sie beleidigt hat, so soll er Sie um Verzeihung bitten. — Nein, ich ließe ihn mit Hunden von meiner Schwelle hetzen, wenn er käme! . . . Es ist zum Verzweifeln. Auch Dovidl weiß keinen Rat und sagt, so was ist ihm bei Wolczynski noch nicht vorgekommen. Und mit dem Strus, sagt er, läßt sich

direkt auch nichts machen. Er ist ein Heuchler, ein Betbruder, sagt er, und nimmt nur durch den Wolczynski."

Darauf wußte Sender nichts mehr zu sagen. „Kommt Zeit, kommt Rat!" sagte er endlich zaghaft. „Bis zum November sind's fast noch drei Monate."

Sie schüttelte finster den Kopf. „So sprichst du in deinem Leichtsinn", erwiderte sie. „Mir preßt die Sorge das Herz zusammen. Und wenn das wenigstens meine größte wäre!"

„Du hast noch eine größere?" fragte er bestürzt. „Was ist es denn?"

Sie preßte die Lippen zusammen und wandte sich ab.

„So sag' es mir doch!" drängte er. „Bin ich nicht dein Sohn? Hab' ich nicht ein Recht darauf, mitzutragen?"

Die selbstverständlichen Worte preßten ihr die Tränen aus den Augen. Das war's ja eben, daß er nicht ihr Sohn war! Was Luiser Wonnenblum einst dem Marschallik in Aussicht gestellt: „Gebt Ihr's dem Dovidl, so macht er den Froim nicht tot, sondern lebendig!" schien sich zu erfüllen, freilich war's nicht Dovidls, sondern Luisers Schuld. Um den Konkurrenten zu ärgern und sich für den entgangenen Auftrag zu rächen, hauptsächlich aber, weil ja bei Frau Rosel nun, da Sender den Gewinn gemacht, etwas zu holen war, hatte sich Luiser, als „Kurator" Froims, nicht mit den Edikten in den Amtsblätter begnügt, sondern die Hilfe der Rabbinen angerufen: es handelte sich ja um ein frommes Werk, dem Anwesenden durfte nicht unrecht geschehen. Was Dovidl in der Verhandlung, lediglich um den Preis zu steigern, vorgeschützt, daß „an alle Gemeinden" geschrieben werden müsse, hatte Luiser nun bei einigen tatsächlich durchgeführt. Einen Erfolg hatte er nun erreicht: der Rabbi von Wadowice in Westgalizien hatte ihm mitgeteilt, daß Froim Kurländer dort längere Zeit von den Wohltaten der Leute gelebt und vor drei Jahren nach Oberungarn gegangen sei. Lebte er noch, so fand ihn Luiser sicherlich.

Während Sender noch vergeblich in sie drang, trat der Marschallik ein. Er war offenbar besonders gut gelaunt und war nun sehr bestürzt, als er die Frau weinend fand.

Er trat an sie heran. „Frau Rosel", flüsterte er vorwurfsvoll, „habt Ihr gegen meinen Rat —" Er deutete mit den Augen auf Sender.

„Nein", erwiderte sie hastig. „Es ist etwas anderes." Und sie folgte ihm auf den Flur, wo die beiden lange berieten. Als sie wiederkam, schien sie etwas ruhiger.

Am nächsten Tage erzählte Sender dem Pater von dem neuen Kummer, der ihn drückte. „Ich weiß", sagte er, „Sie können mir nicht helfen, aber ist das nicht schlimm? Wie kann ich fort, eh' das geordnet ist? O, ich hab' dem Schiller unrecht getan, der Wolczynski ist noch schlechter als der Franz."

Der Greis hörte ihn teilnahmsvoll an.

„Das wäre was für den da gewesen", sagte er und wies auf die Hefte des Amilius. „Er hat ein Buch darüber geschrieben, daß der Mensch gegen den Menschen wie ein Wolf ist. Aber er hat doch unrecht gehabt, sein edles Herz so zu verbittern. Denke, es gibt auch gute Menschen, und von Natur ist keiner schlecht. Wie viel Mühe gibt sich Schiller, um zu begründen, warum Franz ein Ungeheuer geworden ist."

„Natürlich!" rief Sender. „Wie häßlich ist er! Wenn ich ihn einmal mache, werden die Leut' erschrecken. So!" Er schnitt eine entsetzliche Grimasse. „Aber ich freu' mich schon, wie es weiter geht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Weihnachtsgans.

Skizze von Richard Zoozmann.

Leichter Schnee wirbelte und flockte durch die Straßen von Butzbach, und auf den träge fließenden Rinnsteinen bildete sich ein junges Eis, zart wie glasige Silberhaut. Das ersehnte Weihnachtswetter war kurz vor Toresschluß glücklich eingetroffen, denn man schrieb den 24. Dezember, und der grübelgraue Himmel atmete nun kommende Christfestsherrlichkeiten. Vom giftgrünen Zwiebelkirchturm auf dem Kornmarkt schlug es fünf Uhr nachmittags. Die Pforten des kleinen Stadttheaters „Aurelia" öffneten sich, und jauchzend erblickten die herausströmenden Kinder die unverhoffte Winterfreude. Denn als sie vor zwei guten Stunden zum Besuch des Weihnachtsmärchens in den Saal getreten, war ihnen noch gar nicht winterlich ums Herz gewesen, trotz der vielen, mit Wattebauschen und Glaseiszapfen behängten Tannenbäume. Das Weihnachtsspiel von König Wackelkopf, vom schwarzen Menschenfresser, vom Prinzen Fürchtminit und der Prinzessin Leckermund, die der drollige Kaspar alle durch List und Schlauheit besiegte, war wohl sehr unterhaltend und lustig gewesen — aber hier draußen hatte die Natur inzwischen ein viel fröhlicheres Theater aufgebaut! Wie hübsch standen die Häuserchen da mit ihren weißen Mützen und Kragen, wie zierlich trugen die Bäume und Hecken ihre flockigen Schneepelze! Wie verzaubert stand alles in der weißen Stummheit, wie erwartungsvoll dehnten sich die unterm dichter einsetzenden Schneefall ruhenden lautlosen Straßen. Aber nun kam Lärm und Leben ins Städtchen, nun ging es an ein Schneeballwerfen und Schlittenfahren auf den blanken überzuckerten Pflastersteinen. Weihnachtswetter, juhu! Und in wenigen Stunden blitzte der Lichterbaum, und es wurde beschert, was das junge Herz gewünscht und erhofft hatte! Schnell zerstreuten sich die Kinder in die Gäßchen, die Winkel von Butzbach, und der Kornmarkt lag bald wieder stummverschlafen und vereinsamt da.

Aus dem Theaterhause trat jetzt ein Mann, schmächtig, glatt rasiert, lockiges Haar, unter einem breitkrämpigen Künstlerhut, etwa Ende der dreißiger Jahre. Auch er war überrascht von dem plötzlichen Winterüberfall; fröstelnd schlug er den Kragen seines dünnen, etwas abgetragenen Mantels hoch und tapfte durch den Flockenwirbel davon.

„Alle Wetter", sprach er vor sich hin, „jetzt gehts wieder mal an den Geldbeutel, jetzt kostet's noch mehr Holz und Kohlen! Aber das tut nichts, wir haben vorläufig Geld in der Tasche. Und wenn das alle ist, wird der Musengott schon helfen und den wackeligen Thespiskarren wieder ein Stückchen weiterschieben." — Der vergnügte Mann hieß Felix Kummer und war derzeitiger Schauspieler am Stadttheater. Ja, Felix Kummer hieß er und war mit seinem widerspruchsvollen Namen ganz zufrieden. „Glücklich, so richtig glücklich ist der Felix freilich nie gewesen", pflegte er zu scherzen, „aber ganz unglücklich auch noch niemals. Und wenn mich der Kummer auch manchmal gedrückt hat, viel Kummer hab ich mir nicht drum gemacht, und will's Gott, soll er mich auch in Zukunft nicht unterkriegen. Überhaupt seit ich vor einem guten Jahr die brave Käte heimführte, die „züchtige Hausfrau, die drinnen waltet im häuslichen Kreise und reget ohn' Ende die fleißigen Hände" — wenn sie auch noch nicht „den Kindern wehret." Ja, Kinder können wir mit Gottes Hilfe vorläufig noch nicht gebrauchen!"

Unter diesem Selbstgespräch schritt der Schauspieler rüstig weiter, durchs hochbetürmte Grabentor hinaus; denn er wohnte aus Billigkeitsgründen in der Vorstadt, wo die Häuser ins Dörfliche übergingen und zwischen Wiesen und Äckern lagen. Und er war sehr zufrieden mit dem heutigen Tage. Ein Schauspieler war plötzlich erkrankt, und er durfte im zweiten Stück als „König Wackelkopf" einspringen, eine Rolle, die er bei den Proben spielend mitgelernt hatte. Er wurde mit Beifall überschüttet, so daß der erfreute Direktor ihm nach der Vorstellung einen Zwanzigmarkschein in die Hand drückte. Hatte er doch die ganze Geschichte gerettet, der wackere Felix Kummer, und dem Direktor aus der schlimmsten Verlegenheit geholfen. Hurra! nun sollte es ein prächtiges Weihnachtsfest geben. Er wollte sofort mit seiner Käte in die Stadt zurückkehren und allerhand nützliche Sachen kaufen. Auch Süßigkeiten für ihre weißen Mausezähnchen, denn Käte knabberte gern. Und im Vorgefühl dieser Freuden fing er an zu trällern: „Ein heitres Herz, ein lustig Lied, — Dann, Schicksal, schlag nur zu! — Wir wollen sehn, wer eher müd: — Ich oder du?"

Als er um die Dorfaue bog, traf er vor einem Gehöfte auf eine erregte Bauersfrau, die mit einer jungen, hilf- und ratlos dastehenden Radlerin unter heftigem Armgeschlenker schalt und zankte. Felix Kummer hatte es bald heraus, daß die junge Fahrkünstlerin das Unglück gehabt hatte, eine fette Gans zu überradeln, und daß die gierige Bäuerin diesen Todesfall ausnutzte und zehn Mark Schadenersatz verlangte.

„Ich habe aber doch nur sieben Mark bei mir", sagte das junge Mädchen, dem das Weinen nahe war.

„Dann müssen Sie mit auf die Stadtschultei!"

„Ich schicke Ihnen die fehlenden drei Mark morgen per Post nach — wirklich!"

„Das sind Ausflüchte — das kennen wir schon."

„Ach, lassen Sie mich doch gehn — in einer halben Stunde muß ich am Bahnhof sein, und wenn ich den Zug verpasse — ach Gott, ach Gott!" jammerte die Radlerin. „Sie sollen ja die Gans behalten, gute Frau, ich will das Tier gar nicht haben. Nehmen Sie die sieben Mark, und braten Sie sich die Gans selber."

„Wir essen keinen Gänsebraten", erklärte die wütende Bäuerin.

„Ja, was soll ich denn da tun?" fragte die Radlerin verzweifelt. „Sieben Mark ist doch ein schönes Stück Geld."

„Zehn Mark sind noch schöner," hohnlächelte die andere, „und zehn Mark ist die Gans wert. Sie war meine beste und wiegt ihre dreizehn Pfund."

Der Schauspieler hatte teils belustigt, teils ungehalten diesem Gänsehandel zugehört und trat nun an die streitenden Parteien heran, nahm die Gans an sich und wog sie in

den Händen. Es war wirklich ein strammes Tier; da gab's mindestens zwei Pfund Schmalz. Und das junge Mädchen war in der Tat eine Fahrkünstlerin gewesen: ihr Rad war dem armen Vogel glatt über den Hals gegangen und hatte ihn kunstgerecht stranguliert. Ein ganz appetitlicher Braten.

„Geben Sie mir fünf Mark, verehrtes Fräulein", wandte er sich an die ungeduldig dastehende Radlerin. „So! Und hier, gute Frau, gebe ich Ihnen aus meiner Tasche fünf Mark dazu. Nun haben Sie Ihre zehn Mark, die Gans ist jetzt mein, und Sie, unglückliche Ganstöterin, haben bei dem Geschäft zwei Mark erspart! Wenn ich ein Krösus wäre, würde ich es, mein schönes Fräulein, für Ritterpflicht halten, die Gans voll zu bezahlen. Aber ich bin auch nur ein armer Teufel, und Strafe müssen Sie doch schließlich haben für Ihr unvorsichtiges Fahren."

Felix Kummer lüftete mit einer großartigen Gebärde seinen Künstlerhut und schritt, die Gans unterm Arme, davon, die beiden Parteien zufrieden über dies salomonische Urteil zurücklassend. Die Bäuerin verschwand schmunzelnd in ihr Gehöft, die Radlerin saß auf und strampelte erlöst davon, dem Bahnhof zu und dem Eilzug, der sie wohl in die Arme des sehnsüchtig harrenden Bräutigams führte.

„Nein, wird sich die Käte freuen", lachte Felix Kummer. „Einen Gänsebraten haben wir ja seit Menschengedenken nicht gegessen!" Und er trällerte wieder seinen Lieblingsreim vor sich hin, diesmal den Umständen nach variiert:

„Die Gans im Arm, im Sack das Geld,
Dann, Schicksal, hau nur zu.
Wir wollen sehn, wer mehr aushält:
Ich oder du!"

In der Pampa.

Skizze von **Ludwig Hofmeier**.

Über die Steppenlandschaft spannte sich dunkelblauer Himmel. Der Vollmond schwebte als riesiger Glutball beängstigend nahe über der Erde. Sterne funkelten. Ich sah zu ihnen empor. Da sagte die Wirtin des Ranchos: „Es sind Splitter! Ein Cyklop hat in uralter Zeit eine diamantene Sonne zertrümmert!"

Ich blickte in ihre blitzenden Augen. Sie war mischblütig und mochte wohl an einem der flackernden Feuer geboren sein, die auch jetzt rot-orangen in der endlosen Ebene aufflammten: Gauchos brieten am Spieße Ochsenfleisch.

Ich bestellte Maté. Die Wirtin erhob sich. Ihr Gang war gestrafft, doch federnd; ihr schlanker Körper war in zerschlissene Seidenschals gehüllt, die von Schmutz starrten.

Von der Ebene her wehte ein leichter, kühlender Wind; er trug mir eine melancholische Melodie zu, die in langgedehnten Tönen durch die Nacht strich: ein Mann ritt der Schenke zu und sang halblaut eines der sehnsuchtsbeladenen einheimischen Lieder. Ich sah ihm neugierig entgegen.

Er sprang mit einem kühnen Satze vom Pferde, trat mit einer höflichen Verbeugung an den Tisch heran, an dem ich saß. Die Wirtin zog einen wackligen Stuhl herbei und stellte ein Windlicht auf den Tisch, welches der Fremde sofort ausblies. In einer Bombilla brachte sie Maté.

Der Mann lehnte sich über das Trinkgefäß und sog gierig; seine Augen funkelten unruhig, als befänden sie sich auf einer rasenden Flucht. Der ganze Mensch strömte Unruhe aus.

Die Wirtin stand hinter seinem Stuhle; sie machte mir Zeichen, die ich jedoch nicht verstand.

Da wischte der Unheimliche mit der Hand wegwerfend durch die Luft; das Weib verstand den Wink und verschwand unter der Türe. Ihre Silhouette grenzte sich scharf gegen das Innere des beleuchteten Ranchos ab. Die Frau bebte. Vor Lachen? Vor Schrecken?

Meine Aufmerksamkeit straffte sich. Eine ungeheure Stille schwebte über der Ebene. Ich duckte mich, hielt den Atem an und starrte in die endlose Nacht hinaus.

Die Wirtin erschien wieder im Türrahmen, fuhr hastig mit dem Zeigefinger der rechten Hand zur Stirne; eine mir rätselhafte, beschwörende Bewegung.

Über mein Herz kroch Grauen.

Der Fremde erhob sich, drehte sich um und schrie die Wirtin mit mir unverständlichen Worten an. Dann ließ er sich wieder ruhig an meinem Tisch nieder und murmelte: „Vorsicht!"

„Wie?" fragte ich; doch er schwieg und sah in die Steppe hinaus.

Am Horizonte schwollen zwei grelle Augen an. Sie rasten auf uns zu. Ein Tier blökte. Immer heller erstrahlten die Scheinwerfer, das Auto hupte wie toll; es fuhr geradewegs auf den Rancho zu. Hier hielt es.

Die Besitzerin eilte herbei. Es war der Besitzer einer Estanzia; er hatte seine Tochter aus Asuncion geholt, wo sie auf einer Hochzeit gewesen war.

Ich beschloß, mich eng an sie anzuschließen und wollte eben an sie herantreten, als mein Tischgefährte mir zuflüsterte: „Alles ist verloren! Alles wird heute Nacht getötet!"

Düster blickte er mich an. Ich riß meine Pistole aus der Tasche und herrschte ihn an: „Was wollen Sie?"

Er antwortete: „Ihr Leben retten! . . . Denn in einer Stunde ist die Bande hier. Ich gehöre zu ihnen. Doch Sie sehen einem Menschen gleich, den ich einst sehr liebte, also . . .versäumen Sie nichts!"

Er sprang auf und eilte zu seinem Pferde. Betäubt warf ich einige Silberstücke als Bezahlung auf den Tisch, eilte zu meinem Pferde und galoppierte ihm nach.

Wir rasten anscheinend ohne Ziel über das matte Dunkel der Erde hinweg. Kein Baum, kein Strauch streckte sich gegen den saphirblauen Glast des Himmels. Ich spürte den Wind um die Ohren streifen, berauschte mich an der Flucht.

Da hielt er plötzlich an; auch ich zügelte mein dampfendes Pferd. Er wies mir den Weg, drohend klangen seine Worte: „Dort unter jenem gelben Stern liegt die Station . . . Dorthin!"

Darauf riß er sein Pferd im rechten Winkel herum und jagte weg. Wie ein Schemen flog er durch die Nacht und verschwand. Nur das Feuer, in dessen Richtung er sich gehalten hatte, flackerte auf; später sank es in sich zusammen und verlosch.

Ich spornte meinen Gaul. Da schob sich unter fürchterlichem Lärm ein kriechendes Ungeheuer auf mich zu. Der Boden erzitterte unter tausendfältigem Getrampel, die Luft stöhnte unter einem wirren Brüllen.

Entsetzt floh ich. Kam zur Besinnung und hielt an. Rings um die phantastische Masse, die sich wie ein Urweltdrache vorwärts wälzte, zeichneten sich Lanzenreiter ab, graziöse Silhouetten der Picaderos, die eine nach Tausenden zählende Ochsenherde zum fernen Schlachthause trieben.

Beschämt nahm ich meine alte Richtung wieder auf; ich schalt mich einen Feigling und entschuldigte mich zugleich mit meinen überreizten Nerven.

Endlich erreichte ich die Station. Man führte mich sofort zum Kommandanten. Ich erzählte. Da lachte er dröhnend auf: „Das war sicherlich der Gaucho Peppo! Ein Galgenstrick, ein Spaßvogel ersten Ranges . . . haha! Er faselt immer von einem Überfalle, wenn er — einen Leichtgläubigen findet!"

Bunte Chronik

* **Jubiläum einer deutschen Zeitung in Amerika.** In Buffalo (Staat Newyork) hat kürzlich eine deutsche Zeitung das Jubiläum ihres 75jährigen Bestehens gefeiert. Es handelt sich um das katholische Blatt „Aurora und die christliche Welt". Diese Zeitung hat während ihres Bestehens schon verschiedenartige Schicksale gehabt, Zeiten der Blütezeit und schwere Krisen erlebt. Gegründet ist sie im Jahre 1851 worden und zwar in Detroit. Vorübergehend war sie verschmolzen mit der „Detroiter Abendpost", später wurde sie übernommen von dem Waisenhause in Buffalo und zwar unter dem heute noch aufrechterhaltenen Titel. Unter tüchtiger Leitung hat sie seitdem einen beachtlichen Aufschwung genommen.

* **Neuer Bildfunksender.** Von dem im norwegischen Telegraphendienst stehenden Oberingenieur Herned Petersen ist ein Bildfunkgerät konstruiert worden, das sich ohne weiteres an jeden gewöhnlichen Rundfunkempfangsapparat anschließen läßt. Die Sendung erfolgt auf den gewöhnlichen Rundfunkwellenlängen. Von Petersen durch den Rundfunksender in Oslo ausgesandte Bilder sind nach Meldungen der norwegischen Presse, die darüber ausführlich berichtet, mit einer Geschwindigkeit von etwa 3000 Bildpunkten in der Sekunde ausgestrahlt worden. Eine Photographie des norwegischen Königs in der Größe von zehn mal zehn Zentimeter konnte in drei Sekunden allen Rundfunkteilnehmern, die entsprechende Aufnahmegeräte besaßen, übermittelt werden. Der Apparat bedeutet nach Ansicht erster Fachleute zweifellos einen Fortschritt auf diesem Gebiet, doch dürfte er für die große Masse der Rundfunkteilnehmer zu teuer und zu schwer zu bedienen sein, weil er ein photographisches Verfahren mit besonders zu präparierendem Papier benutzt.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.